Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 290. Bromberg, den 24. Dezember 1929.

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von **Friedrich Gerstäcker.**

(11. Fortsetzung.)

Und was für eine buntgemischte Bevölkerung von deutschen Landsleuten hatte sich da zusammengefunden! Von allen Gauen des Vaterlandes waren sie herbeigeströmt, wenn auch Kurhessen das größte Kontingent gestellt zu haben schien: Preußen und Sachsen, Hessen und Schwaben, Bayern und Oldenburger, und wie die, wenn auch nicht zahllosen, doch jedenfalls zahlreichen Stämme alle hießen. Jede Eifersucht zwischen den Stammländern fiel hier weg, — es waren eben Deutsche, die sich fanden, und in keiner anderen Kolonie des weiten Amerika herrschte solch ein inniges Zusammenleben, wie in dieser, an den Wassern von Valdivia.

Freilich hatten sich schon einzelne südamerikanisiert, und trugen den chilenischen bunten, gestreiften Poncho und einen Panamahut auf dem Kopfe, was ihnen beinahe ein spanisches Ansehen gegeben hätte; aber den Deutschen verleugneten sie doch nicht. Wo ein Haus gebaut wurde und die Leute die Balken herbeischafften und herrichteten, wo an einem Faß gehämmert, oder ein Dach gedeckt wurde, wo ein Sattler bei der Arbeit stand, oder ein Schneider und Schuster in der Werkstätte saß, überall tönte die deutsche Sprache, überall klangen die lieben deutschen Lieder.

Heute war Sonntag und ein dreifacher Festtag für die Deutschen in Valdivia, den sie noch dazu bei dem herrlichen Wetter dreifach genießen mußten. Erstlich war Feiertag, denn nicht allein war der Dampfer von Norden eingelaufen, der ihnen neue Zeitungen, Briefe und Nachrichten aus der Heimat brachte, sondern auch ein Schiff mit Auswanderern, eine Hamburger Bark, hatte in der Corralbai Anker geworfen. Alles erwartete mit großer Neugierde und Spannung die frischen Einwanderer.

Plötzlich ertönte der Ruf: „Da kommt ein Boot!" Es war allerdings ein Boot, aber es führte keine Passagiere; konnte das das Postboot sein? Nein, der am Steuer saß, war nicht der Postbeamte, sondern ein alter Herr in einem dunkeln Poncho, jedenfalls ein Fremder; aber der konnte vielleicht Auskunft geben, wie es unten stand, und wann sie die Passagiere erwarten durften. Als das kleine Fahrzeug an die breite, aus langen Balken bestehende Holztreppe anlegte, die zum Wasser niederführte, drängte deshalb alles herbei, um ihn zu befragen, und es sammelte sich dadurch eine große Anzahl von Menschen an der Stelle.

Die Schwierigkeit war nur die, daß die meisten Deutschen noch nicht so recht mit der spanischen Sprache fertig werden konnten, wie das immer der Fall ist, wenn viele Einwanderer im Lande dicht zusammen wohnen, und dadurch weniger darauf angewiesen werden, sie zu lernen. Einen der Sprache mächtigen Deutschen hatten sie aber doch unter sich, das war Karl Meier, oder — wie er hier gewöhnlich, der Landessitte nach, bei seinem Vornamen genannt wurde: Don Carlos, — und es wird nötig sein, vorher ein Wort über ihn zu sagen.

Don Carlos war nicht länger in Chile, als die anderen, aber er hatte etwas getan, was die übrigen unterließen, nämlich schon im ersten Jahr eine Tochter des Landes zur Frau genommen. Die Ehe schien aber keine glückliche, und das rasche Erlernen der spanischen Sprache das einzige zu sein, was er dabei profitierte.

Meier, oder Don Carlos, war seinen Gewohnheiten nach nichts weniger als ein Chilene, und ebenso unmöglich wie es ihm schien, sich in die südamerikanischen Sitten einzuleben, wozu ihn seine Frau bringen wollte, — so unmöglich fand es Donna Mercedes, seine Frau, das deutsche Leben für erträglich zu halten und sich anzueignen.

Donna Mercedes war außerdem, — gerade das Gegenteil von Don Carlos, — etwas leidenschaftlicher und hitziger Natur, während Meier, ein grundbraver, ehrlicher Hesse und Sattler seinem Beruf nach, die Ruhe und Gemütlichkeit selbst repräsentierte. Er wollte gern Frieden in seiner Häuslichkeit haben, aber Donna Mercedes machte es ihm schwer, was nicht besser wurde, als er außer derselben Zerstreuung suchte. Meier hatte eine Bärengeduld, und ertrug die schlechte Behandlung und den Unfrieden daheim lange, lange Zeit, — endlich wurde es ihm aber doch zu arg. Eines Abends, als er etwas vergnügt und auch etwas spät aus dem deutschen Verein nach Hause kam, empfing ihn Donna Mercedes nicht mit freundlichem Lächeln und einer Tasse heißen Tee, sondern mit bitteren Scheltworten, und es kam zu einer heftigen Szene, infolge deren die Frau das Haus verließ.

Von der Stunde an blieb Donna Mercedes aus der Kolonie verschwunden. An dem Abend sorgte sich Meier nicht darum; er beruhigte sich dabei, zu glauben, sein Weib sei zu irgend einer Landsmännin geflohen, um sich bedauern zu lassen. Er ging ruhig zu Bett und schlief, ohne Gewissensbisse zu fühlen. Der nächste Morgen brachte sie doch gewiß zurück, — aber sie kam nicht. Am nächsten Tage konnte er nicht mehr daran zweifeln, daß sie ihn in allem Ernst verlassen habe; denn zufällig traf es sich, daß gerade an jenem Morgen der Dampfer, von Puerto Monte kommend, nach Valparaiso ging und mehrere Deutsche, die abends von der Bai heraufkamen, und von der Flucht der Donna Mercedes oder Madame Meier noch nichts wissen konnten, versicherten ihm, seine Frau sei als Passagier an Bord gewesen, und sie hätten geglaubt, sie mache einen Besuch nach Lota oder Talcahuano.

Von jetzt begann Don Carlos ein neues Leben, und da er ein gutmütiger und brauchbarer Kauz war, so hatte man ihn überall gern. Er gehörte zu jenen Menschen, wie wir sie wohl hier und da antreffen, die, in allen Sätteln gerecht, mit einem guten Teil praktischen Verstandes, alles zu verstehen scheinen und doch eigentlich von keiner Sache gründliche Kenntnisse besitzen.

Die spanische Sprache hatte er sich aber, — wie schon vorher erwähnt, — in der kurzen Zeit seiner Ehe angeeignet, und einiges von der chilenischen Tracht gefiel ihm ebenfalls, wenn er auch in seinem Herzen und ganzen Wesen ein echter Deutscher blieb. So trug er z. B. einen chilenischen Poncho, und zu Pferde riesige Guasosporen, ebenso große hölzerne

Steigbügel; auch einen Panamahut hatte er sich angeschafft, und am liebsten, oder doch wenigstens, am häufigsten, rauchte er Zigaretten. Dazu war es eine von seinen Schwächen, sich darüber zu freuen, wenn ihn einmal die Chilenen für einen Landsmann hielten, welche Täuschung indessen augenblicklich zerstört wurde, sobald er nur den Mund auftat, denn sein heimischer Dialekt brach überall durch.

Heute, als an einem Sonn- und Feiertag, verschmähte er die chilenische Tracht und ging, etwas ungeschickt in einen schwarzen Rock gekleidet, der ihm aber entsetzlich eng und unbequem saß, weil er ihn selber zugeschnitten und genäht hatte. Da er sich gerade mit an dem Landungsplatz befand, — er war eigentlich überall, wo es etwas zu sehen gab, — so wurde er von den Umstehenden aufgefordert, den eben eingetroffenen alten Chilenen, dessen Boot jetzt langseit lief, anzureden und zu befragen.

„Wie geht es Ihnen, mein Herr?" sagte er auch, indem er mit der Linken den Hut ab-, mit der Rechten die Pfeife aus dem Mund nahm. „Wie geht's Ihnen, und was machen Sie?"

Der Alte warf einen raschen Blick auf ihn, aber das Gesicht war ihm vollkommen fremd, und mit einem kalten „Gut!" wollte er sich abwenden, als Meier, der erst einmal an seiner Pfeife ziehen mußte, damit sie nicht ausging, fortfuhr:

„O, Sennor, auf ein Wort, bitte! — Sie sind mit dem Dampfer gekommen, nicht wahr?"

„Ich weiß es nicht, Sennor!" sagte der alte Mann leise, und verblüffte Meier durch diese Antwort dermaßen, daß er ihn ruhig an sich vorbei und in die Stadt hinauf gehen ließ.

„Na, das ist nicht übel!" rief er endlich hinter ihm drein. „Jetzt weiß er nicht einmal, ob er mit einem Dampfer oder Segelschiff gekommen ist."

„Herr Gott, wie bleich der aber aussah!" sagte ein anderer. „Wie stier er mich anschaute, als er an mir vorüberging. Mit dem ist's gewiß hier nicht richtig."

Meier verlor seine Zeit nicht, — der alte Mann interessierte ihn zu wenig, — und erkundigte sich bei den Bootsleuten nach den frischen Einwanderern, die unten in Corralbai angekommen sein sollten. Diese gaben ihm auch befriedigende Auskunft. Die Barke hatte schon einen Teil ihrer Passagiere ausgeschifft, von denen einzelne in Corralbai an Land gegangen waren. Ein ganzes Boot mit Einwanderern wollten sie übrigens gleich unterhalb der ersten Biegung, wo die Insel begann, überholt haben, und es mußte eigentlich schon in Sicht sein. Da unten kam es richtig; die konnten ihnen weitere Auskunft geben.

Der alte Chilene war schon vergessen, als er kaum zwischen den Häusern verschwand. Das Boot kam indes rasch näher und schien jetzt, was man schon gut mit bloßen Augen erkennen konnte, so vollgestopft mit Passagieren zu sein, daß es mit dem Rand fast den Wasserspiegel berührte, was freilich auf dem glatten, unbewegten Strom nicht viel zu sagen hatte. Bald wußte man, daß es Deutsche waren.

„Hallo, Landsleute! Wie geht's?" schrien sie hinüber.

„Gut geht's!" lautete die Antwort. „Wie geht's euch?"

„Hurra! Amerika soll leben!" jauchzten die anderen wieder, schwenkten die Hüte, winkten mit den Tüchern, und lachten und jubelten dem sonnigen Land entgegen, das sie hier in all seiner Pracht und Schönheit umgab.

Meier war, wie er nur das Boot anlaufen sah, spornstreichs in ein nahes Kaffeehaus gelaufen und kam jetzt mit ein paar großen Gläsern Bier zurück. Er drängte sich durch die übrigen, denen er die Sonntagsröcke mit Bier begoß, ohne indessen eine Entschuldigung für nötig zu halten, und die Gläser voraushaltend, rief er mit seiner eigentümlich lauten, durchdringenden Stimme:

„Hier, Landsleute! Prosit! — Donnerwetter, von dem Deutschland da drüben in einer Tour her, ihr müßt einen Durst haben!"

Und er fand ein dankbares Publikum. Das Bier war im Handumdrehen ausgetrunken, und er durfte auch die leeren Gläser wieder hinauf in die Wirtschaft tragen, denn hier in dem Wirrwarr wären sie doch zerbrochen worden.

Die Gesellschaft zog sich zu Selzers Wirtshaus, wo sich der deutsche Verein mit der Bibliothek befand, und dort in dem geräumigen Lokal sammelten sich nach und nach die verschiedenen Deutschen aus der Stadt. Wenn auch die Sonne draußen hell und freundlich schien und sie weit eher ins Freie gelockt hätte, die eben Eingetroffenen hatten Durst, — viel Durst, und den konnten sie am besten und leichtesten hier befriedigen.

Valdivia unterschied sich vorteilhaft von anderen deutschen Kolonien Amerikas. Der dortige „Deutsche Verein" war ein wirklicher Verein von Deutschen, der ohne Ausnahme alles umfaßte, was die Heimat in dies Land gesandt hatte. Die Räumlichkeit hatte man nicht elegant möbliert, es ist wahr, es gab nur hölzerne Tische und Stühle oder Bänke, und es wurde nur Bier, und bei naßkaltem Wetter vielleicht einmal ein heißer Grog getrunken. Die Beiträge waren aber dafür auch so mäßig, daß sie es jedem ermöglichten, dem Verein beizutreten, mochten seine Mittel noch so beschränkt sein. Außerdem verband sich damit noch das Abonnement der Bibliothek, damit auch die Frauen einen Nutzen bei der Sache hatten und schon selber dafür sorgten, daß ihre Männer Mitglieder blieben.

Unter den später eingetroffenen Kajütenpassagieren befanden sich die verschiedensten Charaktere, anscheinend friedlich für eine so lange Reise in dem engen Raum vereinigt, und auseinanderstrebend, sobald nur das Band gelöst ist, das sie so lange widerstandslos zusammenhielt.

Da war erstlich ein Doktor, — der Schiffsarzt zugleich, der unentgeltlich Passage erhalten hatte, um etwa unterwegs Erkrankende zu behandeln. Da waren drei oder vier junge Kaufleute, — alle mit der Hoffnung herübergekommen, daß sie, kaum den Fuß an Land gesetzt, schon die brillantesten Anerbietungen erhalten müßten. Da war ein junger Rechtsgelehrter, da war eine mecklenburgische Familie, Mann, Frau und drei kleine Kinder, — kurz, eine Mischung von jedem Stand und Alter, und alle in der Hoffnung ausgewandert, um schnell reich zu werden, — mit Ausnahme vielleicht des jungen Rechtsgelehrten Reiwald, der auch daheim ein nicht unbedeutendes Vermögen besaß und eigentlich die Reise nur einem guten Teil Romantik verdankte, das ihn hauptsächlich hier herüber getrieben.

Der erste Eindruck aber, den Valdivia auf ihn machte, war diesen Erwartungen kein günstiger, denn alles, was ihm hier in die Augen fiel, trug den Stempel eines ruhigen kleinstädtischen Lebens. Nicht einmal Jagd sollte es in der Nähe geben, — und in den Bergen noch weniger. — Und die Indianer? Lieber Gott, schmutziges, faules Volk, das von Ackerbau und Viehzucht lebte. Weiter im Norden und über den Bergen drüben, da gab es wilde Indianer genug, an denen fehlte es nicht, — aber hier? Nicht die Spur von ihnen. Im Gegenteil, das Leben war hier eher ein bißchen langweilig. Interessantes kam eigentlich gar nicht vor. Es ging alles seinen vorgeschriebenen Gang, nur Arbeit gab's, — Arbeit genug, wenn man leben wollte; denn es wurde alles von Jahr zu Jahr teurer. Die Leute sprachen auch in der Tat fast von nichts, als ihren verschiedenen Beschäftigungen, und Reiwald fing schon an, sich gründlich zu langweilen, als plötzlich und wie mit einem Schlage die Unterhaltung eine andere Wendung nahm, und sonderbarerweise über nichts weiter debattiert wurde, als über wilde Indianer und indianische Überfälle.

Mit dem eben eingetroffenen Dampfer vom Norden kam nämlich die erste Nachricht des Pehuenchen-Einbruchs nach Valdivia, und wenn die Kolonie auch auf vollkommen friedlichem, ja fast freundschaftlichem Fuß mit den benachbarten Indianern stand, so war doch nicht vorauszusehen, welche Folgen das auf das zukünftige Betragen dieser — jedenfalls zweifelhaften Nachbarn haben konnte.

Jetzt kamen auch zwei in Valdivia ansässige Kaufleute herüber, die in Valparaiso gewesen waren und dort Einkäufe gemacht hatten. Diese erzählten die Einzelheiten des Überfalls mit all den Übertreibungen, die sie während ihres kurzen Aufenthalts in Talcahuano, dem zunächst bei Concepcion gelegenen Hafen, gehört, und berichteten, daß Don Enrique, der unglückliche Vater, dem man sein jüngstes Kind gestohlen, mit dem Dampfer nach Valdivia gekommen sei, um von hier aus den Räuber seiner Tochter, den Häuptling oder Kaziken Jenkitruß aufzusuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Lustspiel.

Von Raoul Auernheimer.

In dem entzückenden Rokokotheater der süddeutschen ehemaligen Residenz spielt man Mozart. Ein Puttensturz nach oben, fliegt die himmlische Musik zur sanftgeröteten Decke empor, und während auf der untiefen Bühne zwei verliebte Pärchen den Sturm ihrer Herzen in geometrisch gestuften Tempi beschwören, antwortet die galante Pracht des wie aus Gold gedrechselten Hauses so melodisch auf den zierlichen Tumult, das frisierte Chaos der Szene, daß man sich an Schlegels Wort erinnert fühlt: Architektur ist gefrorene Musik. In diesem Falle Mozart-Musik. Vier Ränge Logen strecken aus Bauschen und Schnürungen ihre weißgoldenen Arme in den Saal, dessen Grundriß ein schlankes Hufeisen bildet. Himbeerrote Schabracken aus Holz, die aber wie Samt die streichelnde Hand herausfordern, sind über die Brüstungen geworfen und erhöhen den festlichen Eindruck. Die mittelste Loge, die durch drei Stockwerke reicht, tritt fürstlich aus der Reihe; balkonartig vorspringend, pompös überdacht und von huldigendem Zierat umschnörkelt, blickt sie wie unter einer Allongeperrücke üppig auf das Parterre herunter, dessen weißlehnige Barocksessel mit ihrer erdbeerroten Bespannung den höfischen Aufbau ins Gesellschaftliche verflüssigen. Alles rundum atmet den Geist und die Luft des achtzehnten Jahrhunderts; Ordnung ist alles und Maß bei reichster Gliederung und feinstem Geschmack; nichts ist dämonisch, alles klar und gefällig. Das Dämonische bleibt irgendwo, eine Andeutung höchstens, wie der gemalte Vesuv, der im Hintergrund das Bühnenbild blauweiß überragt. Denn die Erfindung des Da Ponte, von dem das unvermeidliche Textbuch herrührt, geht in Neapel vor und es handelt sich um nichts Geringeres, als daß zwei hitzig verliebte junge Offiziere die Treue ihrer Bräute auf die Probe stellen. Scheinbar ins Feld befohlen, kehren sie, phantastisch herausstaffiert, mit falschen Bärten und Turbanen, wieder und beginnen in dieser Verkleidung den untröstlichen Schönen stürmisch nachzustellen. „Sind's Husaren, sind's Polaken?" singt das neckische Zöschen, das im Geheimnis ist. Aber die beiden Mädchen ahnen nichts und gehen den wilden Männern auf den Leim. Im ersten Akt vor ihnen fliehend, ergeben sie sich schon im zweiten schrittweise in das anscheinend Unvermeidliche und enthüllen solcherart das wahre Wesen der Weibsnatur, das nach allen Berechnungen des skeptisch-philosophischen Jahrhunderts die Treulosigkeit ist. Der amerikanische Theaterdirektor neben mir in der Loge denkt sichtlich: „Welch ein Unsinn!", und es wäre vergeblich, ihm erklären zu wollen, daß man den Vorgang auch symbolisch nehmen müsse und daß Himmel und Hölle der Liebe in das Spiel verwoben sind, wenngleich es scheinbar nur ein Spiel ist.

Am nächsten Abend spielt man in demselben mozartisch angehauchten, anmutig heiteren Haus ein neues Wiener Lustspiel. Obwohl aus Österreich stammend, wird es also auch in Wien gegeben werden, und da mir nichts ferner liegt, als das artige Stück seinem zuständigen Richter entziehen zu wollen, will ich den Titel und den Verfasser lieber verschweigen. Nur so viel darf ich vielleicht sagen, daß die österreichische Komödienwelt, die es im Stil des älteren Burgtheaterlustspieles ungefährlich in Bewegung setzt, um einen wirtschaftlichen Vorteil kreist, den ein gewisser Ministerialbeamter zu vergeben hat. Unglücklicherweise ist er just in die Tochter des reichen Mannes verliebt, der den Vorteil erstrebt und da dieser die gewünschte Ausfuhrbewilligung tatsächlich erhält, gibt die Tochter dem jungen Mann den Abschied weil sie der — selbstverständlich irrigen — Meinung ist, daß er ihr zuliebe seine dienstliche Überzeugung schmählich verleugnet hat; erst da sich herausstellt, daß er mannhaft an seiner Auffassung festgehalten, wird sie die Seine . . . Wo gibt es das heutzutage noch, in diesem technischen Zeitalter des gezähmten Widerstandes? werden diejenigen fragen, die auch den moralischen Zwiespalt in „Minna von Barnhelm" als peinlich veraltet, wenn nicht gar als kindisch empfinden. Kindisch, mag sein, oder vielmehr kindlich, wie die Mozartsche Musik, die es ja auch im Leben nicht gibt. Auch das Lustspiel ist nicht ganz von dieser Welt. Es ist eine grundsätzlich idealistische Form, auch wenn es sich realistisch gebärdet. Es ist spielerisch, aber nicht unernst, und der Philister, den man am sichersten daran erkennt, daß er keinen Scherz versteht, weiß denn auch meistens nicht viel mit ihm anzufangen. Das Lustspiel will nichts — außer vielleicht, den Seifenblasenglanz des Lebens wiedergeben, der sich nur dem philosophischen Blick entschleiert. Es ist mehr noch eine lustige Form als eine lustige, und in jedem Falle keine stoff- und zweckbedingte. Auch geht es weniger auf platte Wahrscheinlichkeit aus als auf höhere Ideenwahrheit.

Das vergessen nüchterne Seelen, die auch noch Seifenblasen oder Schmetterlinge nach dem Gewicht kaufen möchten. Sie übersehen diesen zwecklos schwebenden, den musikalischen Charakter des Lustspiels. Er ist von Terenz bis Tristan Bernard, von Aristophanes bis Sternheim gegeben und läßt sich bei den hohen Meistern, einem Lessing, einem Molière — diesem Mozart des Lustspieles — nachweisen bis in die Verzierungen des Dialogs, die Rhythmik der Motive, die Kontrapunktik der Charaktere, die Geometrie der Empfindungen und die Inversionen der Handlung. Übrigens geht aus dem angenommenen musikalischen Grundcharakter des Lustspiels allerhand hervor, unter anderem, daß es, wie die Musik, eine beruhigte Atmosphäre voraussetzt. Die rednerischen Formen der Poesie überschreien den Lärm, aber was kann eine Geige gegen eine brüllende Kanone, gegen eine lärmende Menge ausrichten? In revolutionären Zeitläuften schweigt das Lustspiel, doch nichts wäre irriger, als anzunehmen, daß es deshalb eine höfische Form ist. Im Gegenteil, es ist weit eher eine revolutionäre. Es wirkt umstürzlerisch, schon weil es aufrichtig ist. Der Witz kann nicht schmeicheln; er kann nur die Wahrheit sagen, und wenn er sich wie Egmont um seinen Hals redete. Anderseits braucht er aber doch ein Podium, um Fuß zu fassen, und einen festgefügten Rahmen, um hervorzutreten. In einer Welt, in der alles erlaubt wäre, hätte das Lustspiel ebensowenig verloren wie in einer, die die freie Meinung gewaltsam unterdrückt und die Lüge zum Kerkermeister der Wahrheit macht. Darum ist ja auch Frankreich das klassische Land des Lustspielgeistes: weil es zugleich das konservativste und das revolutionärste Land ist. Es ist so revolutionär, daß der Franzose zuzeiten sogar wagt, gegen die Revolution Revolution zu machen, wozu ihm dann gleichfalls das Lustspiel verhilft. Denn auch das ist eine seiner ewigen Aufgaben: die Revolution anzukündigen, aber auch die Restauration. Am deutlichsten wird das wiederum an der französischen, dem Muster und Schulfall aller Revolutionen Beaumarchais' „Figaro", in dem die Königin Marie Antoinette noch ahnungslos mitspielte, war die Lunte, die den hochgehäuften Zündstoff auffliegen machte. Aber an dem Tage, an dem die Bastille erstürmt wurde, verstummte das Lustspiel. Zurücktretend machte es dem pathetischen Römerdrama Platz, den Freiheitshelden- und Tyrannenmordstücken. Dann aber, fünf Jahre später, als die Schreckenszeit vorbei war, tat es wieder den Mund auf. Eine neue Leidenschaft hatte die Welt ergriffen: das Geldverdienen, eine neue Figur tauchte aus dem Blutsumpf: der Revolutionsgewinner. Und plötzlich hatte ein neues Stück: „La manie des affaires" oder: „Tout le monde s'en mêle" den ungeheuersten Zulauf . . . Wer weiß, ob nicht auch die Auswüchse und Widersprüche der russischen Revolution in irgend einer einsamen Schreibtischlade bereits eine heitere Gestalt angenommen haben, die nur noch der Aufführung wartet. Daß man neuestens in den russischen Theatern soviel Mozart spielt und die Mozartschen Formen auch in der Nachahmung pflegt, gibt immerhin zu denken.

Dieser Zusammenhang des Lustspiels mit der Gesellschaft mag eine der Ursachen bilden, weshalb es, wie geklagt wird, kein deutsches Lustspiel gibt, so wenig wie eine einheitliche deutsche Gesellschaft. Es gibt in Deutschland Gesellschaften, aber keine Gesellschaft, und Lustspiele, aber kein Lustspiel; vielleicht ist es die leichte Sicherheit des Lebensgefühls, die fehlt. Dem Deutschen, sagt Goethe, wird alles schwer und er wird schwer über allem. Auch das Lustspiel, auch über dem Lustspiel und so ist es kein Wunder, daß er ihm, wenn er von Hegel kommt und zu Kant geht, mit leichter Verachtung begegnet. Der Norddeutsche zumal, hierin der deutschste Deutsche, mißtraut sich selbst, sobald er lacht,

und wie man einräumen muß, manchmal mit Recht. Der Süddeutsche hat das bessere Gewissen, der Österreicher die leichtere Hand, wohl auch den leichteren Sinn, der darum nicht Leichtsinn zu sein braucht. Vermutlich ist das Lustspiel überhaupt eine südlichere Form und in seiner Herstellung von ein paar wunderbaren Ausnahmen abgesehen, als sozusagen überwinternde Gattung auf die ungefähren Grenzen des Weinbaues beschränkt. Dort wo die Rebe wächst, gedeiht jedenfalls erfahrungsgemäß auch die feinere Laune am besten, und die Mainlinie, diese Sorgenfalte, die Deutschlands Stirne quert, wird in diesem Sinne zur Weinlinie. Mozart aber ist der südlichste Punkt im deutschen Geistesleben, so daß die Betrachtung, auch geographisch, dort endet, von wo sie ausgegangen ist. Mozarts Name ist, auch noch in unendlichem Abstand, der richtunggebende Stern für jede dichterisch beseelte Komödie.

Bunte Chronik

* **Der Postbote stiftet ein Leprakrankenhaus.** Ein Wohltäter ganz seltener Art ist der Londoner Postbote Fred Cardinal, und wenn alle Menschen dächten und handelten wie dieser einfache Briefträger, so gäbe es kaum noch Armut und Not auf Erden. Siebzig Mark beträgt sein Wochenlohn, und doch gelang Cardinal das ans Wunderbare grenzende Kunststück, innerhalb dreier Jahre von diesem Verdienst rund 5000 Mark zu sparen. Der Postbote dachte aber nicht daran, dieses Geld als Notgroschen zu betrachten, sondern er überwies den gesamten Betrag an das Krankenhaus im südindischen Manamadura: „Als Grundstock für eine Leprakranken-Abteilung." Das Hospital nahm die Spende mit Dank an und richtete sofort eine Baracke für Aussätzige ein. Dadurch kam die Mitteilung von der Opferfreudigkeit des Londoner Postboten in die Zeitungen, und Cardinals Kollegen erfuhren von ihr. Auch sie wollten nun ihr Scherflein beisteuern, und die vorgenommene Sammlung hatte einen derartigen Erfolg, daß Cardinal kürzlich Urlaub nehmen konnte, um auf seine Kosten nach Indien zu fahren und in Manamadura der Eröffnung „seiner" mit allen erforderlichen Hilfsmitteln ausgestatteten Leprastation beizuwohnen.

* **Das Honorar für Remarque.** Der Verfasser des vielbesprochenen Buches „Im Westen nichts Neues", Erich Maria Remarque, hat bisher mit seinen Buchauflagen im In- und Ausland 1 500 000 Mark verdient. Von dieser Summe aber wurden von ihm 500 000 Mark von der Steuerbehörde angefordert, so daß ihm als Reingewinn noch die Summe von einer Million verbleibt.

* **Eisbären in Dänemark.** Der dänische Geologe Dr. Nordmann nahm vor einiger Zeit aus dem Museum in Hjorring den Kiefer eines Bären zur Untersuchung. Er konnte bald feststellen, daß es sich um den Kiefer eines Eisbären handelt, der aus der Eiszeit stammt. Dieser Fund hat eine außerordentlich wichtige wissenschaftliche Bedeutung, denn er beweist zum erstenmal, daß Eisbären auch in Dänemark gelebt haben. Der Fund ist neun Jahre alt, ist aber seinerzeit nicht gebührend beachtet worden. „Ich habe seit langem", erzählte Dr. Nordmann dem Berichterstatter einer führenden Kopenhagener Zeitung, „die Vermutung aufgestellt, daß Eisbären in unserem Lande gelebt haben. Erst jetzt wird meine Hypothese wissenschaftlich begründet. Es ist sehr schade, daß wir das Skelett des Bären nicht entdecken konnten. Der Fund gibt uns reichen Aufschluß über die Eiszeit in Dänemark, von der wir bisher nur sehr wenig wußten. Von Urzeittieren sind bis jetzt in Dänemark nur einige Gebeine vom Bisonochsen gefunden worden."

* **Blaue Lippenstifte für junge Frauen.** Bei den Maoris auf Neuseeland schreibt die Mode allerlei seltsame Gesetze vor, zu denen in erster Linie das Tätowieren des Körpers und Gesichts gehört. Für das weibliche Geschlecht ist dabei aber auch die Lippenfarbe sehr wichtig, und da gilt es denn als besonders elegant, wenn sich die Schönen der Maoris ihre Lippen nicht rot, sondern blau färben. Die blauen Lippen bedeuten zugleich auch, daß die Frau noch jung und begehrenswert erscheinen will. Ist sie alt und runzlig geworden, dann läßt die Maorifrau auch die Lippen wieder rot werden. So lange sie aber jung erscheinen will, müssen auch die Lippen blitzblau gefärbt sein.

* **Die Wahnsinnige im Flugzeug.** Eine Rekordleistung hat dieser Tage der Flieger Ensign Lindow vollbracht. Lindow wurde mit seiner Maschine nach einem schwedischen Dorf gebracht, um von dort eine Geisteskranke nach Stockholm zu bringen. Kaum war das Flugzeug aufgestiegen, als die Kranke, eine große und starke Frau, einen Tobsuchtsanfall erlitt. Sie versuchte, sich aus dem Flugzeug zu stürzen. Lindow mußte mit einer Hand das Steuer halten, und mit der andern die um sich herumschlagende Frau halten. Es entspann sich ein fürchterlicher Zweikampf. Die Situation schien verzweifelt, da das Flugzeug in einen Schneesturm geriet. Mit ungeheuerer Anstrengung gelang es dem Piloten, den Flug durchzuführen. Der mutige Flieger hat eine Belohnung aus dem Carnegie-Fonds erhalten.

* **Kinderhandel auf englischen Schiffen.** Gelegentlich einer unlängst abgehaltenen Versammlung der Gesellschaft zur Verhütung von Kindermißhandlungen in Portsmouth machte ein Mitglied dieser Vereinigung, Kapitän Hugh F. Clark, auf die skandalösen Zustände aufmerksam, welche auf den in der englischen Kanalschiffahrt tätigen Frachtbooten herrschen. Nach seinen Mitteilungen liegen einwandfreie Beweise dafür vor, daß auf diesen Schiffen Kinder von einem Boot auf das andere regelrecht verkauft werden. Der Hauptgrund für diese beschämende Tatsache ist der Raummangel, welcher auf diesen Booten herrscht, auf denen der Schiffer mit seiner ganzen Familie in einer Kabine zusammen hausen muß, welche nur drei Meter lang und eindreiviertel Meter breit ist. Ist nun der Kindersegen zu reichlich, so wird der älteste Sohn, sobald er nur einigermaßen arbeitsfähig ist, auf ein anderes Boot verkauft, das Verwendung für ihn hat. Auf diesem werden nun dem noch im Kindesalter stehenden Jungen Arbeiten zugewiesen, die weit über seine Kräfte gehen, so daß viele Kinder an Überlastung zugrunde gehen. Es kommt auch sehr häufig vor, daß Kinder bei der Arbeit des Löschens und den mit dem Landen vorzunehmenden Arbeiten ins Wasser fallen und ertrinken.

Lustige Rundschau

* **Schulden sind keine Hasen ...** Balzac war Zeit seines Lebens ein armer Schlucker und von Gläubigern bedrängt. Alles, was er tat, um auch finanziell auf einen grünen Zweig zu kommen, schlug ihm fehl. Seine Druckerei ging pleite, Erzvorkommen auf Sardinien, an denen er Rechte erworben hatte, erwiesen sich als Schwindel, und sogar sein Buch „Die Kunst, seine Schulden zu bezahlen, ohne einen Pfennig Geld herzugeben" brachte ihn nicht weiter. Balzac litt unmenschlich unter seinen Schulden; er machte sich Sorgen und grämte sich. Sein Freund Gozlan konnte das nicht begreifen: „Ich verstehe nicht, warum du dir auch noch diese Sorgen machst. Es ist doch genug, wenn deine Gläubiger sich sorgen!"

*

* **Sächsische Gemütlichkeit.** Räuber: „Die Uhr her!" — Sachse: „Na warten Se nur, gleich, mei gutestes Herrchen, ich will se nur erscht richtig stellen. Se geht nämlich ene Viertelstunde nach!"

*

* **Umschreibung.** In jüngeren Jahren ließ Franz Blei es sich angelegen sein, junge, vielversprechende Talente in dem weiten Gebiete der Literatur nach Kräften zu unterstützen und zu fördern. Das hatte sich herumgesprochen, und so kamen auch Leute zu ihm, an denen er trotz des besten Willens und mit der größten Nachsicht nichts Förderuswertes entdecken konnte. Ein junger Dichter brachte ihm seine neuesten Gedichte, säuberlich mit der Maschine geschrieben, im ganzen etwa vierhundert Stück. Voll Stolz bemerkte er dabei: „Verse schüttele ich nur so aus dem Handgelenk. Gedichte kosten mich gar keine Mühe." Worauf Franz Blei treuherzig und hinterhältig zugleich meinte: „Na eben; sie kosten Sie das, was sie wert sind."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg